

Vortrag von Mark Terkessidis

*Jahres-Konferenz der Dramaturgischen Gesellschaft – Freiburg 27.-30. Januar 2011*

Vielen Dank für die Einladung und die Gelegenheit hier sprechen zu dürfen. Ich spreche tatsächlich in letzter Zeit relativ häufig am Theater oder in Kulturinstitutionen, was, zumindest was das Theater betrifft, für mich durchaus verwunderlich ist. Auf der einen Seite zeigt es, dass das Theater sich maßgeblich mit dem Thema Migrationsgesellschaft, mit dem Thema interkulturelle Öffnung beschäftigt, auf der anderen Seite ist es für mich manchmal ein bisschen befremdlich, weil ich zumindest von zu Hause aus nicht unbedingt ein Theatergänger gewesen bin und auch jetzt wirklich kein Fachmann in dem Bereich Theater.

Was mich allerdings mit dem Theater verbindet ist sozusagen eine gewisse Form von Oralität; ich lebe dieser Tage schlicht und ergreifend vom Reden. Und wenn ich über Oralität nachdenke, dann denke ich an den familiären Raum, in dem sich diese Oralität gebildet hat. In Deutschland ist man relativ häufig der Auffassung, dass Oralität irgendetwas zu tun hätte mit gutem Sprechen. Gutes Sprechen hat aber letztendlich zu tun mit Schriftlichkeit, Deutschland ist weiterhin eine sehr schriftliche Kultur. Und Oralität hat häufig etwas zu tun mit einem Raum, in dem, wie in meiner Familie, auf der einen Seite mit Dialekt und auf der anderen Seite mit Akzent gesprochen worden ist. Daraus leitet sich Oralität ab. Das hat nichts mit gutem Sprechen zu tun, sondern möglicherweise mit engagiertem Sprechen oder mit kreativem Sprechen.

Was mich nun an dem Begriff Interkultur, den ich weiß Gott nicht erfunden habe, immer interessiert hat, war, dass es da natürlich darum geht, ein Prinzip für eine Gesellschaft zu finden, die in unterschiedlicher Weise nicht gut spricht. Also eine Gesellschaft, in der man auch sprachlich Inkommensurabilitäten verhandelt, eine Welt von Differenzen, die sich möglicherweise nicht immer zusammenfügen lassen. Die Frage ist aber: Wie sieht ein Raum aus, in dem diese Differenzen herrschen dürfen, in dem diese Differenzen sich artikulieren dürfen und sich trotzdem ein Raum der Gemeinsamkeit bildet? Deswegen interessierte mich auch der Begriff Interkultur, weil er gerade in diesem Bezug auf interkulturelle Öffnung möglicherweise diese Idee auch immer beinhaltet hat. Wie man denn den Raum strukturieren muss, damit er das zulässt, diese unterschiedlichen Arten von nicht gutem Sprechen.

Integration dagegen ist ein vollkommen anderer Begriff und einer, den ich wirklich nicht besonders gerne benutze. Es gibt sicher pragmatische Integrationskonzepte und Integration wird mittlerweile auch ganz anders verstanden, mit Steuerungsaufgaben versehen usw. Es gibt in verschiedenen Ländern, in verschiedenen Städten ganz gute pragmatische Integrationskonzepte, aber es gibt in der Bundesrepublik schlicht und ergreifend auch ein herrschendes Verständnis von Integration. Dieses herrschende Verständnis ist wirklich extrem in der hiesigen Vorgehensweise verankert, und dieses herrschende Konzept geht im Grunde immer davon aus: Es gibt eine Gruppe von Leuten, die ist zu uns dazugekommen, diese Gruppe hat ganz bestimmte Defizite und diese Defizite müssen neben dem Regelbetrieb kompensatorisch ausgeglichen werden.

Nun ist es ganz interessant, dass der Integrationsbegriff einer ist, der eine Renaissance erlebt hat, der nach 2000, im Grunde nach der Anerkennung, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist und nach der Veränderung des Staatsbürgerschaftsrechtes, zurück gekommen ist. Eigentlich ist das ein Begriff, der aus den Siebziger Jahren stammt,

also Mitte der Siebziger Jahre zum ersten Mal benutzt worden ist. Warum müssen wir eigentlich einen Begriff aktivieren, der über 30 Jahre alt ist und offenbar nicht zu den erwünschten Ergebnissen geführt hat?

Interessanterweise ist es ja so, dass unter Integration immer die gleichen Probleme verhandelt werden. Schauen Sie sich die gesellschaftlichen Debatten seit 30 Jahren an: es geht immer um Sprachprobleme, es geht immer um patriarchale Familienverhältnisse und es geht immer um Ghattobildung. That's it. Das sind die drei Sachen, auf die wir fast alle Debatten reduzieren können, die in den letzten Jahrzehnten geführt worden sind. Diese Problemagenda muss sich aber doch irgendwann mal verändert haben. Ist in diesen 30 Jahren wirklich gar nichts passiert? Das kann nicht sein.

Wenn man sich die Zahlen in den deutschen Städten anschaut, dann kommen wir auch zu dem Ergebnis, dass man möglicherweise mit dieser Vorgehensweise gar nicht mehr weiter kommt. Denn in den deutschen Städten ist es so, dass bei den unter 6-Jährigen die Kinder mit Migrationshintergrund in der Mehrheit sind. Für Frankfurt ergeben sich bei den unter 6-Jährigen Zahlen von 68 % Kinder mit Migrationshintergrund, für Nürnberg sind es 66 % und die anderen Städte folgen nicht weit dahinter. Wir leben also in einer Zeit eines dramatischen demografischen Wandels in den Städten. Da komme ich doch nicht mehr weiter, indem ich glaube, ich kann den Regelbetrieb der Institutionen, die in dieser Gesellschaft herrschen, intakt lassen und sozusagen eine Gruppe, die angeblich defizitär ist, immer wieder durch Kompensation in diesen Regelbetrieb eingliedern. Das ist illusorisch, das ist falsch.

Interessanterweise ist es aber so, dass diese Logik sich fortpflanzt. An den Schulen wurde in den letzten Jahren die sogenannte Sprachstandserhebung durchgeführt. Das bedeutet, Kinder mit 4 Jahren durchlaufen mittlerweile einen Sprachtest, und zwar nur in Deutsch, der darauf abzielt, ihre Defizite herauszufiltern. Und die Logik, die dann einsetzt, ist im Grunde natürlich eine Logik der Sonderklassen. Häufig ist es so, dass in den Kindergärten die Kindergärtnerin dann die Kinder, die Defizite haben oder die als defizitär identifiziert worden sind, herausnehmen und mit in ihrer Ausbildung noch gar nicht vorgesehenen Sprachkonzepten mit denen anfangen, so eine Art Sonderunterricht zu machen. Eine Evaluation des Landes Baden-Württemberg hat gezeigt, dass das überhaupt nichts bringt. Und das ist auch klar. Wenn ich den Regelbetrieb des Kindergartens intakt lasse und glaube, ich kann neben dem Regelbetrieb - was auch noch ein Stress-Faktor für alle Beteiligten ist - die Kinder sozusagen so begradigen, dass sie dann in Stunde Null, Schuleintritt, gemeinsam durchstarten, dann ist das eine illusorische Vorstellung.

Es geht darum, den Kindergarten selbst zu verändern. Es geht darum, die Erzieher-Ausbildung zu verändern. Es geht darum, diese ganze Institution darauf abzustellen, dass Individuen in dieser Institution leben und nicht Gruppen mit Defiziten und Gruppen, die immer schon die richtigen Voraussetzungen gehabt haben. Dass Individuen in diesen Institutionen sind, die unterschiedliche Voraussetzungen und unterschiedliche Hintergründe haben. Auf diese Individuen muss sich der Regelbetrieb dementsprechend einstellen.

Interkultur ist also ein Begriff, den ich in Stellung gebracht habe, weil er unter interkultureller Öffnung auch immer einen Andidot gebildet hat zum Thema Integration. Interkulturelle Öffnung war immer ein Programm, was auf die Veränderung von Institutionen abgezielt hat. Nun hat interkulturelle Öffnung auf der anderen Seite aber auch immer auf bestimmte Institutionen abgezielt. Interkulturelle Öffnung war

traditionell immer Etwas, was nicht die Kulturinstitutionen machen mussten, sondern eigentlich die Gesundheitsdienste, die Sozialdienste und die Verwaltung. Das hatte natürlich damit zu tun, dass man interkulturelle Öffnung häufig verstanden hat als die Verbreitung von interkultureller Kompetenz für die Leute, die mit „dem Migranten“ zu tun haben.

Das ist auch lustig, wenn Sie heute noch die Handreichungen lesen, die zum Beispiel für die Kommunen in Nordrhein-Westfalen gemacht worden sind. Diese Handreichungen richten sich ganz häufig noch an Herrn Müller und Frau Meier, die in der Verwaltung sitzen und zu tun haben mit Familie Abdallah und Familie Ozgür. Und Familie Abdallah, naja, die haben starke kulturelle Differenzen, das heißt, die haben ein anderes Zeitverständnis, sprich: kommen immer zu spät. Die haben ein anderes Verständnis von Familie, rücken immer mit der Großfamilie an, und die haben ein anderes Verständnis von Macht, versuchen immer die Beamten zu bestechen. Man sieht, die ganze Klischeeagenda über arabische und türkische Familien wird im Grunde umgesetzt als ethnische Handreichung für einheimische Mitarbeiter dieser Institutionen. Nun würde aber interkulturelle Öffnung auf der anderen Seite auch bedeuten, dass man den Mitarbeiter mit Migrationshintergrund in der Verwaltung instruiert, wie man eigentlich mit arroganten deutschen Mittelständlern fertig wird. Das wäre auch eine Form von interkultureller Kompetenz. Das ist aber häufig nicht der Fall. Nun gibt es aber auch eine Idee über interkulturelle Öffnungen, die sehr stark auf den institutionellen Kontext als Ganzes abzielt und das ist sozusagen die Tradition, die ich versucht habe, vorzuziehen.

Lassen Sie mich aber noch einen kurzen Exkurs machen über Kultur und Kulturbegriffe und die Vorstellungen von Kultur. Ich hatte letztens die Gelegenheit, die mir wiederum das Theater geboten hat, im Rahmen der Ruhr2010 über die Odyssee nachdenken zu dürfen, weil 6 Neuinszenierungen der Odyssee und 6 Vorträge dazu Bestandteil der Ruhr waren. Ich bin jetzt echt kein Fachmann für die Odyssee und am Anfang wollte ich über das Gewicht dieses Textes für Griechenland reden, für die Diaspora, für die Bearbeitung in den anderen Ländern der Karibik. Ich bin dann natürlich doch bei der Odyssee kleben geblieben und habe dann irgendwann darüber nachgedacht, dass die Odyssee natürlich auch eine gewisse Idee von Zivilität und eine gewisse Idee von Kultur enthält. Natürlich ist die Odyssee das Epos, das im modernen Sinne durchaus die Freiheit ausdrückt, aber wo findet diese Freiheit eigentlich statt? Der Odysseus der Ilias war ja eigentlich ein regelrechtes Ekelpaket und das ist ja auch in vielen Inszenierungen aufgenommen worden. Ein Mörder, ein Verräter, ein Intrigant, ein Kinderschänder, also wirklich der schlimmste denkbare Fall. Und dann beginnt die Odyssee damit, dass Odysseus nach Hause möchte. In diesem Moment verwandelt sich Odysseus in eine andere Person. In einen Suchenden. Die Zivilität dieses Odysseus drückt sich eben darin aus, dass er nach Zuhause sucht und möglicherweise ist das auch eine interessante Aufgabe für einen Kulturbegriff: Einen Kulturbegriff zu finden, der nicht Zuhause ist, sondern der nur nach Zuhause sucht. In dem Moment, in dem Odysseus nach Hause kommt, geht bekanntlich das Gemetzel wieder los. Er ermordet die ganzen Freier, die bei seiner Frau anstehen und darauf warten, endlich zugelassen zu werden. Das Blutbad ist also etwas, das offenbar mit dem Zuhause-Sein einhergeht. Und der interessante Moment ist der, in dem man nicht zu Hause ankommt. Zuhause ist möglicherweise immer schon etwas, das mit Ausgrenzung, durchaus auch mit Vernichtung von irgendetwas zu tun hat. Der Moment, in dem man nach Zuhause sucht – das ist vielleicht die Zivilität und auch eine kulturelle Idee, nach der man suchen sollte.

Nun ist viel über Kultur nachgedacht worden in den letzten Jahrzehnten, natürlich auch in Opposition zu nationaler Kultur. Die Cultural Studies, die Postcolonial Studies haben sich damit beschäftigt. Im Grunde kann man die Odyssee auch gleich hineinschreiben in solche Bücher wie Paul Gilroys *The Black Atlantic*. Paul Gilroy hat natürlich auch darüber nachgedacht, wo Kultur verortet ist. Wo ist eigentlich schwarze Kultur? Gibt es so etwas wie schwarze Kultur? Kann man das sagen? Gibt es eine Kultur der Diaspora? Er meint ja, die gibt es durchaus, aber diese Kultur funktioniert eben anders als die Kulturvorstellungen, die wir, wenn wir uns selbst befragen, im Grunde alle immer noch in unseren Köpfen haben, dass das etwas Statisches, Verortetes ist. Sondern das ist eine Kultur, die nur deshalb stattgefunden hat, weil eine Verschleppung stattgefunden hat. Die sogenannte Middle-Passage, die Sklaverei. Die Sklaverei hat die Kultur der Schwarzen auf das Schiff verlagert, das auf dem Atlantik sozusagen hin und her fährt. Dieses Schiff hat dafür gesorgt, dass Knotenpunkte an verschiedenen Orten der Welt entstanden sind und damit fängt man natürlich an, in ganz anderen Kulturbegriffen, einen ganz anderen Kultur-Begriff, zu denken. Man denkt über die Offene See nach, man denkt über Archipele nach, man denkt über Inseln nach. Man denkt über Zerstreungen nach, über Knotenpunkte, und in dem Moment entwickelt man eine vollkommen andere Vorstellung von Kultur als die traditionelle Vorstellung.

Nun hat Odysseus mich auch noch mal dazu gebracht, viel über die griechische Diaspora nachzudenken und die Frage, ob der Black Atlantic dafür irgendeine Rolle spielen würde. Bei der griechischen Diaspora kam ich dann irgendwann auf sehr lustige Geschichten, die auch etwas ausgesagt haben über kulturelle Entwicklungen.

Nur um mal ein Beispiel zu nennen dafür, wie Kultur funktioniert und Sichtweisen, was unter Kultur alles verhandelt wird: In Griechenland gab es immer eine traditionelle Musik, den so genannten Rebetiko, der wiederum wegen der Diaspora an verschiedenen Orten funktioniert hat. In Hafenkneipen von Pereiros genauso wie am Schwarzen Meer. Dieser Rebetiko wurde irgendwann mal zu einer konsumierbaren Popmusik, die dann Laiko hieß. Der bekannteste Musiker, Vassilis Tsitsanis, hat irgendwann in den Vierziger Jahren mal davon gesprochen, es gebe im Laiko mittlerweile so eine Art Indokratia, das heißt, eine Herrschaft der Inder. Seltsame Aussage. Nun war es aber so, dass Griechenland in den Vierziger Jahren schon zum Markt für den indischen Film geworden war. Einer der ganz wenigen Märkte für indischen Film in Europa. Deswegen wurden Wagenladungen von indischer Filmmusik nach Griechenland gebracht. Man hat diese Melodien aufgenommen und mit griechischem Text versehen und als Laiko wieder sozusagen in den Kreislauf eingespeist. Das heißt also, dass einige der bekanntesten Lieder, die sehr, sehr viele Griechen sofort mitsingen können, eigentlich indische Filmmusik sind. Die griechische Folklore ist maßgeblich indische Filmmusik. Das muss man sich mal vorstellen. Das Lustige ist aber, dass in der Türkei genau das Gleiche passiert ist. Es gibt in der Türkei Lieder, zum Teil sogar die gleichen Lieder, die in der Türkei mit türkischem Text als türkische Folklore gelten, die aber auch türkische Filmmusik sind.

Noch ein anderes Beispiel: Es gibt eine Musik, die wiederum für einen nationalen Kontext eine große Rolle gespielt hat, nämlich die kongolesische Rumba. Das war die Musik, die das Nationale sehr stark artikuliert hat, in der Zeit als der Kongo unabhängig wurde von Belgien. Nun ist die kongolesische Rumba eine Musik, die auch in den Dreißiger, Vierziger Jahren maßgeblich erfunden worden ist und das war eigentlich gar keine Rumba, sondern entstand aufgrund der Tatsache, dass kubanischer Són in den Kongo gekommen ist und in Léopoldville gehört wurde. Offenbar aufgrund der Tatsache,

dass das britische Label *His Masters Voice* durch Abonnements Musik aus aller Welt wiederum in alle Welt verschickt hat. Die Belgier bekamen Platten mit kubanischem Són, die dann von der schwarzen Bevölkerung aufgenommen und in eigene Musik umgesetzt wurden, die dann kongolesische Rumba genannt wurde. Diese Musik interessierte die Belgier natürlich eher wenig und das hat dann dazu geführt, dass die Musik nicht auf Platte gepresst worden ist. Nun gab es im Kongo auch Griechen und die betrieben, wie überall auf der Welt, Import-Export-Geschäfte. Diese griechischen Import-Experteure, drei Brüderpaare waren das sogar in dem Fall, haben angefangen sich für diese Musik zu interessieren, aus zwei Gründen: Auf der einen Seite mochten sie Musik. Sie waren sozusagen kein voller Bestandteil der weißen Gesellschaft, sie galten als Petit Blancs, sie nahmen also ebenso wie die Portugiesen so eine Zwischenrolle ein. Und zweitens wollten sie Geld verdienen. Sie haben sich also überlegt: Okay, wenn es diese Musik gibt, können wir die vermarkten an einen schwarzen Markt. Wir haben da erstmal keine Vorurteile. Wo Geld ist... Das hat dann dazu geführt, dass irgendwann im Hinterzimmer eines Import-Export-Geschäftes zwei schwarze Musiker saßen, die gleichzeitig Musik machten und als Scouts funktionierten, ein belgischer Toningenieur und ein griechisches Brüderpaar, die mit Hilfe einer aus den USA importierten Victrola-Pressmaschine anfangen, die kongolesische Rumba aufzunehmen. Sie sehen, diese kongolesische Rumba, die die Nationalmusik des Kongo war, hat sozusagen eine schmutzige kleine Geschichte im Hintergrund, die sehr, sehr, sehr vermischt war, sogar unter der schlimmsten Kolonialherrschaft, die man sich vorstellen kann, der belgischen im Kongo.

Das alles erzähle ich nun auch, weil es für mich einen starken aktuellen Bezug hat, der auf die Frage abzielt, wie eigentlich unsere Städte dieser Tage funktionieren. Die Fünfziger Jahre, die Nachkriegszeit, war im Grunde genommen eine Zeit, in der man relativ restaurativ gedacht hat, auch noch mal auf das 19. Jahrhundert zurückgekommen ist, im Sinne der Idee von Nationalstaat, im Sinne der Idee von Städten, im Sinne der Idee von Kultur-Moral etc. Man empfindet Städte im Grunde genommen immer als so etwas wie eine Art Behälter, der auf die eine oder andere Weise wohlgeordnet und in Deutschland zumal möglicherweise noch familiär funktioniert.

Wenn man sich die Städte aber mal anguckt – ich habe die Zahlen, was den Migrationshintergrund betrifft, gerade genannt – dann stellt man fest, dass es im zunehmenden Maße Leute gibt, die einen höchst uneindeutigen Zustand in diesen Städten leben. Nehmen wir zum Beispiel Ausländer in der Bundesrepublik. Es gibt in vielen innenstädtischen Vierteln 25 bis fast 30 % Leute, die keine deutsche Staatsangehörigkeit haben. Der Bericht der Integrationsbeauftragten kürzlich hat gezeigt, dass die durchschnittliche Aufenthaltsdauer von Ausländern in der Bundesrepublik bei 18,8 Jahren liegt. Das ist also ein ganz seltsamer Status, in dem sich die Leute befinden. Die leben hier, sind aber politische Subjekte eigentlich woanders.

Dann gibt es natürlich in zunehmendem Maße Expatriots in den Städten, also Leute, die für transnationale Unternehmen arbeiten und für ein halbes Jahr dort hinkommen. Die transnationalen Unternehmen müssten eigentlich der Inbegriff einer Parallel-Gesellschaft sein, wenn man so will. In transnationalen Unternehmen wird bekanntlich Englisch gesprochen, also nicht mehr Deutsch, da sind Leute aus aller Herren Länder, was die Herkunft betrifft, und diese transnationalen Unternehmen funktionieren nicht mal mehr in der Nachbarschaft der eigentlichen Stadt, sondern in einem globalen Kommunikationsraum.

Dann gibt es alle möglichen Formen von Einwanderung: Es gibt Händler, die mittlerweile für ein halbes Jahr in der Stadt bleiben, dann wieder weggehen, es gibt natürlich im zunehmenden Maße Studenten, die die Städte besuchen, es gibt Touristen,

die am Wochenende kommen – Ich lebe in Kreuzberg in Berlin, ich weiß wovon ich rede, weil die Clubs in unserer Gegend ein maßgeblicher touristischer Faktor geworden sind. Die bestücken sich zu 50 % am Wochenende aus Leuten, die aus Barcelona oder Paris oder Gott weiß woher nach Berlin kommen. Und diese Leute dringen auf eine noch nie dagewesene Weise in das Gewebe der Stadt ein. Die sind einfach Bestandteil des „normalen Lebens“ geworden, und das ist etwas ganz anderes als der sozusagen traditionelle Tourismus.

Die Stadt funktioniert auf einer Ebene, auf der sie uneindeutig wird, und gerade die Leute mit Migrationshintergrund wiederum haben natürlich Familien, die transnational funktionieren. Die bewohnen auch einen familiären Raum, der transnational funktioniert.

Darüber hinaus hat es möglicherweise dazu geführt, dass sich unsichtbare Vororte der Stadt gegründet haben. Das hatten Tom Holert und ich damals recherchiert: Wenn man heute beispielsweise nach Tanger fährt, dann stellt man fest, dass es dort verschiedene Stadtviertel gibt, in denen ausgewanderte Marokkaner Wohneigentum besitzen. Man wollte ja eigentlich nur für ein, zwei Jahre mal weg, dann hat man angefangen zuhause ein Haus zu bauen oder man hat sich eine Eigentumswohnung gekauft, die Kinder sind dann doch nicht wieder zurückgegangen, man selbst eigentlich auch nicht, jetzt ist die Wohnung da – und das macht ganze Stadtviertel aus, die sich im Grunde nur im Juli und im August beleben. Ansonsten sind diese Stadtviertel fast leer. Und die sind im Grunde genommen natürlich nicht in Tanger, sondern die sind im Grunde unsichtbare Vororte von Freiburg oder von anderen Städten in der Bundesrepublik, in Frankreich, in Belgien in den Niederlanden usw.

Das bringt dieses Bild der Stadt als Behälter natürlich vollkommen ins Wanken. Die Stadt war im Grunde noch nie ein Behälter, aber es gibt, wie gesagt, eine bestimmte Sichtweise, die sie dazu gemacht hat. Tom Holert und ich haben uns irgendwann mal den Begriff der Parapolis für diese Stadt ausgedacht, weil es darum ging, auszudrücken, dass wir das für einen Ort halten, der möglicherweise nicht mehr maßgeblich durch Sesshaftigkeit geprägt ist. Man muss darüber nachdenken, wie ein Gemeinwesen funktioniert, das vielfältig und nicht sesshaft ist. Wie man Leute, auch kurzfristig, oder die in einem uneindeutigen Zustand sind, an dem Leben in den Städten partizipieren lässt.

Nun glaube ich, dass ein Kulturbegriff, der auf die Suche nach zu Hause abgestellt ist, ein Kulturbegriff ist, der davon ausgeht, dass es irgendwelche Formen von Reinheit – und das ist wirklich nichts Neues - nicht gibt. Und ein Begriff von Interkultur, der darauf drängt, die Institutionen dieser Städte an diese Neu-Auflage der Formen, der Parapolis-Form der Stadt, anzupassen.

Dafür ist Interkultur ein ganz guter Begriff, wenn auch Interkultur natürlich traditionell auch immer so etwas Niedliches hat, um es mal zu sagen. Interkulturelle Wochen oder so, das sind ja Begriffe, die gibt es schon seit den Achtziger Jahren und dafür findet man immer so ein gut gemeintes, aus den Kreisen der Kirchen beispielsweise... Im Grunde stellt man sich darunter immer so etwas vor wie eine griechische Band, die mit türkischen Instrumenten russische Volksweisen spielt und ein nigerianischer DJ legt dazu Musik auf. Diese Idee von Interkultur meine ich natürlich nicht. Aber dieses Beispiel kann einen auf der anderen Seite dazu bringen, noch einmal klar zu sagen, was die Opposition ist. Wo will man hin, wo will man nicht hin?

Ich will das an drei Beispielen erklären. Das eine ist: Interkultur ist kein Sonderbereich, sondern ein Innovationsprogramm für die gesamte Gesellschaft oder die gesamte

Institution. Interkultur verstehe ich nicht in erster Linie ethnisch, sondern im Sinne einer auf individualisierte Vielfalt orientierte Organisationskultur. Und der dritte Punkt ist: Man darf ein pädagogisches Verständnis von Interkultur haben, man muss aber auf der anderen Seite klar machen, dass Interkultur nicht primär ein pädagogischer Begriff ist, sondern Universalität beansprucht. Gerade im Bereich der Kultur.

Zu der Sache mit den Sonderbereichen. Es ist traditionell in der Bundesrepublik so, gerade in der Kulturförderung, und auch in der Praxis, dass es immer so einen abgezielten Bereich für interkulturelle Kunstprojekte gab. Da muss man sich natürlich direkt fragen: Was ist das eigentlich, ein interkulturelles Kunstprojekt? Am Ende ist das natürlich der Bereich, wo die Leute mit den komischen Namen Anträge stellen können – machen wir uns doch nichts vor. Man muss dazu sagen, dass das dann auch über Jahrzehnte dieselben Leute sind, die dort die Anträge stellen. Die machen dann häufig Kunstprojekte, die eben das sind, was ich eben mit dieser Band polemisch zugespitzt habe. Und das kann es ja nicht sein.

Es kann nicht darum gehen, einen Nischenbereich zu etablieren, auf den man Interkultur schreibt und in den man am Ende auch die ganze Differenz einsperrt. Denn natürlich haben Leute mit Migrationshintergrund überhaupt nichts miteinander zu tun. Leute russischer, italienischer, XY-Herkunft teilen sich erstmal gar nichts, bis auf die Bezeichnung Migrationshintergrund. Und die benutzen wir eigentlich nur, um Benachteiligung zu thematisieren und nicht um irgendeine substantielle Verbundenheit auszudrücken.

Ein Beispiel: Ich selbst arbeite immer noch bei einem WDR-Programm, das Funkhaus Europa heißt und ein Programm ist, das der WDR eingerichtet hat, um die Fremdsprachen auf eine neue Basis zu stellen, um mit deutschem Programm versehen Leute mit Migrationshintergrund anzusprechen. Aber über die Jahre ist dieses Konzept nicht zuletzt deswegen zweifelhaft geworden, weil wir das Alibi dafür darstellen, dass die anderen sich nicht interkulturell öffnen müssen.

Es gibt immer den Fachmann für Interkulturelles, in jeder Institution. Bei der Caritas hat mir mal jemand erzählt, dass, wenn jemand anruft, der mit Akzent spricht, er sofort zu der Person, die dort für Migration zuständig ist, durchgestellt wird. Egal, was die Leute wollen: Die kommen immer zum Migrationsbeauftragten. Das ist natürlich einfach furchtbar, das ist eine furchtbare Logik.

Noch ein zweiter Punkt, den ich in diesem Rahmen Sonderbereiche ansprechen möchte: Wiederum traditionell ist es so, dass die Projekte mit Leuten mit Migrationshintergrund aufgrund der Tatsache, dass sie als defizitär wahrgenommen werden, natürlich aus Sozialtöpfen finanziert worden sind. Es gab da immer so eine Idee von Kultur als Therapie, als Rettung vor der Marginalisierung, die dazu geführt hat, dass man Kulturprojekte aus Sozialtöpfen finanziert hat.

In Köln gab es dieses legendäre Projekt Planet Kultur, was jetzt teilweise gar nicht so schlechte Ergebnisse gehabt hat, aber das im Grunde eine Maßnahme des Arbeitsamtes war. Die war auf der einen Seite mit einer Shakespeare-Inszenierung verbunden und auf der anderen Seite mit einem Schulkosmos, in dem auch Mathematik und Ähnliches unterrichtet worden ist. Da hat im Grunde das Arbeitsamt Leute an eine theaterpädagogische Institution geliefert und gleichzeitig gesagt: Hier, macht uns die Leute fit für den Arbeitsmarkt. Und das ist natürlich irre. Das ist natürlich eine Idee von Kultur, die man zurückweisen muss.

Auf der anderen Seite hat das natürlich auch dazu geführt, dass die Einbeziehung von Leuten mit Migrationshintergrund heute immer noch als so etwas wie Soziokultur betrachtet wird, während es schlicht und ergreifend darum geht, sich neues Publikum zu erschließen oder die Institution zu verändern. Ein Bestandteil dieser Verteilung ist auch, dass die soziokulturellen Zentren mittlerweile wiederum auf Sozialarbeit reduziert worden sind, obwohl das gar nicht die Idee von Soziokultur gewesen ist. Da herrschen Trennungen vor in der Bundesrepublik, die relativ scharf sind, aber extrem kontraproduktiv, wenn es darum geht, eine interkulturelle Öffnung der Kulturinstitutionen herbeizuführen.

Nun ist es in letzter Zeit aufgefallen, dass es so nicht mehr weiter geht, und es gibt in ganz vielen Städten Ansätze die Kulturförderungen zu verändern. Ich zitiere immer aus der Kulturförderrichtlinie der Stadt München, mittlerweile haben das sehr, sehr, sehr viele Städte gemacht, aber München war da durchaus ein Vorreiter. Wie das in der Praxis aussieht, das ist noch mal etwas ganz anderes, aber es steht mittlerweile zumindest auf Papier, weil München sich dazu entschlossen hat, keine Sonderbereiche mehr zu machen, sondern die Idee von interkultureller Öffnung in die allgemeinen Kulturförderrichtlinien aufzunehmen. Da wird nun gesagt: Alle Projekte müssen dafür sorgen, dass die Vielfalt Münchens sichtbar wird, alle Projekte müssen grenzüberschreitend sein. Und was ich extrem wichtig fand, war, dass München auch noch mal die Forderung gestellt hat, dass alle Projekte das identitätsbezogene Konzept von Kultur in Frage stellen sollen. Das Ziel ist Auseinandersetzung. Und das ist wirklich etwas ganz anderes, als diese blumigen Vorstellungen von Integration, wenn ich sage, das identitätsbezogene Konzept stelle ich in Frage und das, was ich will, ist Auseinandersetzung. Daran fehlt es tatsächlich in der deutschen Einwanderungsgesellschaft sehr stark, in der man trotz Differenzen immer schnell kuschelig wird, wenn es drauf ankommt.

Was meine ich damit, das identitätsbezogene Konzept in Frage zu stellen, oder was meint München damit? Es ist ganz wichtig zu sagen: Interkultur hat nichts mit Ethnizität zu tun. Man sollte kein ethnisches Verständnis von Interkultur haben, sondern es geht darum, die Organisationskultur zu verändern. Kultur im Sinne von Raymond Williams auch als Organisationsidee zu betrachten, als eine praktische Verankerung von Bedeutungsverteilungen. Ein Bereich, in dem über die Institutionen Geschichten erzählt werden, ein Bereich auch, in dem Privilegien abgesichert werden, durch die Geschichten, die in den Institutionen erzählt werden. Das ist der Kulturbegriff, der mich in Interkultur am meisten interessiert und das muss eben angepasst werden an die Individuen und an ihre individuellen Hintergründe.

Es gibt ein sehr naives Verständnis von Interkulturalität, das sehr stark vorherrscht und mit den Dingen zu tun hat, die ich eben schon mal erklärt habe. In der Schule war es so, dass ich immer der Fachmann für Griechenland gewesen bin und das zu einem Zeitpunkt, zu dem ich noch gar nicht in Griechenland gewesen war. 1966 bin ich geboren und 1967 war die Junta, deshalb ist mein Vater damals nicht hingefahren. Noch absurder war aber, dass ich im Geschichtsunterricht der Fachmann für die griechische Antike war. Das konnte ich als Kind natürlich gar nicht leisten, das war völlig undenkbar. Aber das zeigt eine gewisse Auffassung: Dass man davon ausgeht, dass Kinder mit Migrationshintergrund genetisch so eine Art Herkunftswissen haben. Und das setzt sich auch heute noch fort an den Schulen. Deshalb ist dieses Beispiel durchaus noch aktuell, wenn es heißt, Ayse, komm mal an die Tafel und erklär uns den Islam. Und Ayse kann

möglicherweise den Islam nicht erklären, weil das zuhause einfach so gemacht wird oder möglicherweise ist die Familie auch gar nicht religiös.

Auf jeden Fall haben Kinder nicht mit der Muttermilch eingesogene Ideen davon, wie ihre Kultur funktioniert. Aber sie werden permanent in diese Ecke gedrückt, irgendein spezielles Wissen über ihren kulturellen Zusammenhang zu haben. Es ist aber ganz wichtig, festzustellen, dass gerade Kinder, die hier geboren sind, natürlich ganz normal sind, selbst wenn sie Differenzen haben. Die denken nicht den ganzen Tag darüber nach, dass sie anders sind als die anderen. Und es ist auch nicht der entscheidende Punkt, beim Angehen eines neuen Publikums oder bei der Gestaltung von Projekten davon auszugehen, dass wir unbedingt die Differenzen in den Vordergrund rücken müssen.

Diese traditionelle Idee von Multikultur ist natürlich immer eine gewesen, die den öffentlichen Raum im Grunde so gestaltet hat, dass man eine deutsche Flagge aufgehängt hat, dann hat man eine türkische Flagge aufgehängt, dann hat man noch eine albanische, eine griechische, eine russische aufgehängt und dann hat man das entsprechende Straßenfest gefeiert, indem jeder seine Kultur ausgestellt hat. Natürlich primär die Migranten für die anderen, aber nichtsdestotrotz war es sozusagen eine Ausstellung von ethnischer Kultur.

Und das wurde auch in der Förderung von Kultur durch die Sozialtöpfe so erwartet. Wenn ich diese Art von Kultur fördere, dann bekomme ich natürlich auch diese Art von Kultur. Das ist vollkommen klar. Man muss ja nicht so tun, als ob Förderung nichts damit zu tun hätte, was am Ende dabei herauskommt. Das ist eine Aufforderung, bestimmte Formen von immer absurder werdender Folklore aufzuführen. Und ich möchte auch nicht in einem Raum leben, in dem diese Fahnen nebeneinander hängen. Das sagt uns auch etwas über den politischen Raum, in dem man verschiedene Formen, verschiedene Ethnizitäten oder verschiedene Traditionen nebeneinander hat.

Großbritannien ist sehr lange im Multikulturalismus eine Tradition gefahren, in der man davon ausgegangen ist, dass jede ethnische Gruppe oder jede ethnische Minderheit ihre eigene Identität behält. Nur, in dem Moment, in dem ich den Begriff Identität ins Spiel bringe – auch wenn ich unglaublich unsubstantielle Theorien darüber habe, wie Identität funktioniert – ist es natürlich immer so, dass es irgendjemanden gibt, der definiert, was das eigentlich ist. In Großbritannien hat es immer die alten Autoritäten gegeben, aus den Migranten-Selbst-Organisationen und Ähnlichem, die genau das getan haben: Definiert, was Identität ist. Dadurch haben sie in ihrer Gruppe wieder eine Homogenität herbeigeführt, die gar nicht mehr zutraf. Da passten die Leute überhaupt nicht mehr rein. Aber das waren die Leute mit denen der Staat relativ eng zusammengearbeitet hat. Irgendwann hat man festgestellt, dass der soziale Raum völlig parzelliert ist. Wir verhandeln nur noch mit Leuten, die wir aus irgendwelchen Gründen als Autoritäten betrachten, die aber bei den Jugendlichen schon längst keine Rolle mehr spielen, weil die sozusagen in einem Raum der Super-Diversity leben, in dem sie nicht mehr davon ausgehen, dass sie sich in irgendeine Schublade einordnen lassen.

Und diesem Raum muss man natürlich gerecht werden. Interkultur ist also auch ein Programm, dem es nicht darum geht, irgendetwas zu konservieren oder jedem seine Identität zu lassen, sondern das ist ein Raum der Veränderung. Es geht darum, zu fragen, wie unterschiedliche Differenzen barrierefrei in einen gemeinsamen und neu zu gestaltenden Raum eingehen. Das ist die entscheidende Frage.

Zum dritten Punkt: Interkultur wird häufig als etwas Pädagogisches verstanden, was im Kulturbereich relativ verheerende Folgen hat. Man muss hier darauf bestehen, dass es um einen universellen Kulturbereich geht.

Es gibt in diesem Bereich verschiedene Reduktionen: Auf der einen Seite eine Art Reduktion auf einen instrumentellen Kulturbegriff. Es gibt diese Idee, dass Interkultur immer im Dienste von etwas anderem steht. Wir machen interkulturelle Projekte, weil wir den Dialog der Kulturen befördern wollen. Nicht wegen Kunst, nur deswegen. Wir machen interkulturelle Projekte, weil wir das Auseinanderdriften der Gesellschaft verhindern wollen, Fundamentalismus verhindern wollen. Ich habe sogar schon mal gelesen, dass man das macht, damit man nicht die nächste Generation von islamischen Terroristen züchtet. Das ist ein instrumenteller Kultur- und vor allem Kunst-Begriff, den man für diesen ganzen Bereich niemals akzeptieren würde und der am Ende natürlich dazu führt, dass man Potentiale schlicht und ergreifend verschwendet. Denn dann macht man wirklich die übelste Form von pädagogischen Projekten.

Zweitens reduziert diese Idee natürlich auch die Künstler mit Migrationshintergrund. Ich war selbst im Bundestag als Experte für die Enquete-Kommission Kultur in Deutschland zum Thema Interkultur und ich habe dort vor allem darauf gedrängt, klar zu machen, dass Migrantenkultur und Interkultur nicht das Gleiche ist, sondern dass Interkultur eine Aufgabe für die gesamte Gesellschaft ist. Das Kapitel im Buch hieß am Ende Migrantenkultur / Interkultur, ich war also wahnsinnig erfolgreich. Und dieses Kapitel macht natürlich 5 von 500 Seiten aus, was in Anbetracht der Zahlen, die ich vorhin auch genannt habe, nicht gerade in die Zukunft weist.

In diesem Kapitel steht dann auch noch mal, dass man sich also darüber freut, dass es jetzt in zunehmendem Maße Künstler mit Migrationshintergrund gibt, es werden auch einige genannt, Regisseure, Fatih Akin, usw. Man ist also schon froh darüber, dass es die gibt. Das wirkt ein bisschen komisch, in Anbetracht der Tatsache, dass Fatih Akin momentan wahrscheinlich *das* Gesicht des deutschen Films im Ausland ist, dass man sich dann in so einem Bericht auch noch darüber freuen muss, dass er da ist. Gleichzeitig wird gesagt, vor allen Dingen sei es ja schön, dass diese Künstler jetzt neue Bearbeitungen finden für die Widersprüche des Themas Integration. So eine Auffassung ist natürlich verheerend. Und das steht da schwarz auf weiß, das ist ja nichts, was man sich ausdenkt, das ist durchaus etwas, das dabei herauskommt, wenn nicht darüber nachgedacht wird – dass der Künstler mit Migrationshintergrund den lieben langen Tag mit Integration beschäftigt ist. Das ist er nicht! Dass Fatih Akin Geschichten erzählt, die von Leuten handeln, die italienischer Herkunft sind, oder türkischer oder griechischer oder was weiß ich, das bedeutet doch nicht, dass er sich mit Integration befasst. Das bedeutet nur, dass er, wie alle anderen, eine partikuläre Geschichte erzählt, die aber natürlich einen universellen Kunstanspruch hat. Diese Übersetzung findet gar nicht statt: Universell ist immer nur der „deutsche“ oder der einheimische Künstler, während die Kunstproduktionen des anderen immer partikular oder mit Integration zu tun hat.

Und dann gibt es eine Reduktion von Themen, die auch etwas mit dieser pädagogischen Sichtweise zu tun hat. Wenn man sich anguckt, was am Theater dieser Tage stattfindet, kann man beobachten, dass häufig die Agenda der Integration reproduziert wird. Mir fehlen die partikulären Geschichten, die universellen Anspruch haben. Ich finde sehr oft Geschichten über Kriminalität, Ehrenmorde, Zwangsverheiratungen, gewalttätige Auseinandersetzungen, Ghettobildung etc. Diese Agenda reproduziert sich also bei diesen Stücken immer auf die gleiche Art und Weise. Es besteht natürlich die Frage: An

wen richtet sich das eigentlich? Und wessen Problemagenda reproduziert das eigentlich?

Und viertens gibt es eine Reduktion auf so etwas wie Authentizität. Das hat viel zu tun mit einer falsch verstandenen Idee von kultureller Bildung. Es ist ja zu begrüßen, dass die Kulturinstitutionen sich häufig mit kultureller Bildung beschäftigen, aber auf der anderen Seite sind damit auch gewisse Gefahren verbunden. Ein ganz großer Teil der Projekte, die mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund gemacht werden, reduzieren diese Jugendlichen darauf, „die Straße“ oder ihr eigenes Leben vorzuführen. Man kennt das im Grunde schon lange. Wenn es um Jugendliche mit Migrationshintergrund geht ist das Mittel zur Wahl häufig HipHop – Wir müssen jetzt Rap machen, weil, das ist wirklich ganz vorne. Schon vor 20 Jahren hat das bestimmte Ergebnisse gehabt. Wenn Sie sich die frühen HipHop-Produktionen angucken, zum Beispiel Islamic Force in Berlin - das ist eine Posse, von der man ziemlich genau wusste, dass sie in der Naunynstraße entstanden ist. Wenn man sich nun die Texte von Islamic Force anhört, dann ist das so ein Tonfall wie: Alter, du musst von der Straße runter, Alter, du musst was für deine Bildung tun, komm weg von den Drogen! - Wen hört man da reden? Man hört da natürlich den Sozialarbeiter reden. Dieses Projekt war eine Folge einer Idee, die auf einer Logik basierte, die heute noch sehr verbreitet ist; dass das nächste Rap-Musical, dass das nächste Jugendliche-und-ihre-Welt-Stück aufgeführt werden. Man fordert die Jugendlichen auf: Erzähl uns was aus deinem Leben, und aus deinem Leben machen wir dann ein Stück. Nur – was kriege ich, wenn ich 16-Jährige zu ihrem Leben befrage? Die Essenz davon 16 zu sein, ist, keine Ahnung zu haben, wie das eigene Leben geht. Insofern sieht man also dem Sozialarbeiter oder dem Theatermacher in die Augen und denkt: Hm, was würde er wohl gut finden..? Und dann kommt man natürlich auf den Problemkosmos zu sprechen, der möglicherweise vielmehr der Problemkosmos der Erwachsenen, der Pädagogen, der Sozialarbeiter, der Theatermacher ist, als das, was diese Jugendlichen tatsächlich erleben. Möglicherweise ist es noch sinnvoller, klassische Stoffe mit Jugendlichen durchzusprechen und daraus Stücke zu machen als hinzugehen und sie zu befragen, was das eigene Leben ist.

Der Ansatz dieser Stücke, die dann auch mal einen türkischen Chor haben oder Ähnliches, ist natürlich auch der, bestimmte Probleme zu hören und bestimmte Probleme nicht hören zu wollen. Und die Leute, die bei so etwas mitmachen sind natürlich auch, weil sie keine Erfahrungen haben mit den jeweiligen Institutionen, nur zu gerne bereit, das zu reproduzieren. Das muss nicht immer so sein. Aber man muss das im Kopf behalten, wenn man Projekte aller Art macht, dass man immer in die Problemagenda verwickelt ist, oder verwickelt ist in das, was das Gegenüber einem für Geschichten erzählt, gerade wenn es um Migration geht.

Wir haben ja eben schon mit dem Herrn von der Integration in Frankfurt darüber gesprochen, wie denn eine interkulturelle Öffnung herbeigeführt werden kann. Ich finde es wirklich interessant, dass im zunehmenden Maße auch Kommunen hingehen und sagen: Wenn du weiterhin Geld bekommen möchtest, das aus unseren Steuergeldern finanziert ist, dann wird interkulturelle Öffnung oder Diversity-Management eine der Kernaufgaben und wir werden das überprüfen. Das ist auch eine vollkommen richtige Maßnahme. Das wird in den USA schon sehr lange in dieser Hinsicht gemacht, weil man sich natürlich die Frage stellen muss: Wenn eine Institution vom Staat oder von einer Kommune bezahlt wird, dann ist das auch eine Institution, die für alle da sein sollte, in diesem Staat, in dieser Kommune.

Noch einmal, was wäre das jetzt: Interkulturelle Öffnung? Interkulturelle Öffnung ist immer eine Frage an die Gesamtinstitution. Eine ganz entscheidende Frage an die Gesamtinstitution, die man nicht so interpretieren darf, dass das irgendetwas mit Kompensation von Defiziten oder Sonderbereichen zu tun hat, weil das etwas ganz Schreckliches ist. Integration ist genau das, worüber alle immer sagen: Haben wir nicht genug zu tun, jetzt müssen wir das auch noch machen. Und genauso ist das aber, weil das einfach etwas ist, das unter Sonderbereich fällt. Aber ich kann natürlich auch Migration und die demografische Veränderung der Stadt und die Veränderung der Stadt insgesamt als Herausforderung betrachten, als Innovationspotential für die gesamte Institution. Und dann kann ich mich noch mal fragen, welchen Kulturbegriff diese Institution eigentlich hat? Und ich kann mich fragen, was ich eigentlich mit dieser Institution erreichen will? Welches urbane Umfeld hat diese Institution und was kann man in diesem Umfeld eigentlich erreichen und was nicht? Wie ist die Verortung dieser Institution in dieser Stadt? Und wen will ich erreichen? Das ist natürlich eine ganz entscheidende Frage. Und wer ist schon in dieser Institution, der sozusagen schon ganz „natürlich“ eine Passung herstellt mit einem ganz bestimmten Publikum?

Natürlich ist traditionell die Idee der Theater darüber, wen sie erreichen wollen, der berühmte Bildungsbürger gewesen und natürlich reproduziert sich auch innerhalb des Theaters, innerhalb des Ensembles, innerhalb der Verwaltung ein bestimmter Typus. Die Frage nach der Organisationskultur und die Frage nach dem Diversity-Management oder der interkulturellen Öffnung ist natürlich immer eine Frage danach: Welchen Typus hat diese Institution ganz selbstverständlich? Es ist nicht so, als wenn wir das ständig präsent hätten. Jeder Typus jeder Institution hält sich für total normal. Und er merkt gar nicht, wie die Geschichten, die in der Institution über die Institution erzählt werde, die ganze Zeit seine Rolle betonen und seine Version abstützen und die ganze Zeit strukturelle Hürden gegenüber anderen Leuten aufrichten. Das ist kein unbeschriebener Raum. Das ist ein in höchstem Maße in der deutschen Institutionen- und Kulturgeschichte beschriebener Raum, dieses Theater oder andere Kultureinrichtungen, die natürlich einen ganzen Sack voll dieser Geschichten mit sich herumschleppen, der innerlich als eine Art strukturelle Hürde funktioniert.

Dann stellt sich die Frage der Vernetzung. Wenn ich anfangs mich interkulturell zu öffnen, berücksichtige ich eigentlich das, was es schon an Angebot in der Stadt gibt? Wenn ein Großprojekt im Rahmen der Internationalen Bauausstellung oder Ähnliches geplant wird und dieses Großprojekt beschäftigt sich mit ambulanter Krankenversorgung von Leuten mit Migrationshintergrund, oder interkultureller ambulanter Krankenversorgung, dann wird da ein Riesen-Haus gebaut, ein super Angebot gemacht, während die 15-jährige Arbeit des Vereins XY, der sich damit in monumentaler Kleinarbeit befasst hat, für interessantere Konzepte dann einfach plattgewalzt wird. Denn das interessiert keine Sau. Und wenn die schon ein Gebäude haben, dann stellen wir noch eins daneben.

Die soziokulturellen Zentren zum Beispiel sind Orte, die sich schon seit längerer Zeit mit diesem Thema beschäftigen, die teilweise sogar Leute haben, die für die Interkultur der gesamten Institution zuständig sind und die das forcieren und deren Arbeit aber in diesem Bereich, sobald die öffentlichen Kultur-Institutionen anfangen sich zu öffnen, gar nicht mehr berücksichtigt wird. Warum eigentlich nicht? Vernetzung wäre eine gute Idee.

Es gibt in Nordrhein-Westfalen gerade einen Topf von 600.000 Euro für die interkulturelle Öffnung der großen Kulturinstitutionen. Das ist jetzt nicht so wahnsinnig viel, soll aber Anreize bieten für diese Institutionen, sich zu öffnen. Die soziokulturellen Institutionen dürfen da aber keine Anträge stellen. Die sind darüber natürlich empört, dass nun Institutionen dafür belohnt werden, dass sie sich 20 Jahre lang nicht mit dem Thema beschäftigt haben. Aber warum wird dieser Topf nicht dazu verwendet, diese Kooperationen zu stärken? Die Grenzen zwischen diesen Institutionen aufzuheben. Natürlich können die öffentlichen Institutionen von dem Know-How, was es an anderen Orten in der Stadtgesellschaft, bei Migranten-Selbst-Organisationen, aber auch in der Soziokultur, schon gibt, lernen und darauf zurückgreifen und sich dadurch noch mal stärker in einem anderen Bereich etablieren.

Diese interkulturelle Öffnung zielt auf den Betrieb des Theaters insgesamt. Es geht also natürlich auch darum, beim Personalbestand zu fragen, wie viele Leute mit Migrationshintergrund eigentlich in diesem Betrieb arbeiten – man wird vermutlich zu dem Ergebnis kommen, dass es nicht wahnsinnig viele sind; da kann man sich die Frage stellen: Warum ist das so? Welche Hürden richtet die Institution auf? – und proaktiv darauf abzielen, das zu verändern.

Es muss natürlich auch Zielvorgaben geben. Ich glaube nicht, dass sich in der Bundesrepublik Deutschland Quoten durchsetzen lassen, vielleicht ist das auch gar keine gute Idee. Aber eine Zielvorgabe dafür zu haben, was man in den nächsten zehn Jahren erreichen möchte, ist natürlich eine sinnvolle Angelegenheit. Denn erst dann fängt man an, wirklich proaktiv den Anteil der Leute, die einen Großteil der Bevölkerung ausmachen, auch tatsächlich zu verändern. Nicht alles passiert natürlich, nur weil sich die Bevölkerung entsprechend verändert.

Das Gleiche betrifft natürlich das Publikum. Da geht es aber auch darum, über der Verortung einer Kultureinrichtung in der Stadt nachzudenken, und natürlich auch über ihre räumliche Verortung. Es ist nun mal leider so, dass viele Kultureinrichtungen der Bundesrepublik nicht gerade schwellenfrei sind. Schon allein die Anordnung der Gebäude und die Massivität, mit der diese Gebäude auf einen zukommen, sorgen dafür, dass bestimmte Personen diese Orte eher nicht betreten, weil sie sich dort unwohl fühlen, oder auch weil sie Angst haben. Das hat natürlich nicht nur mit Migrationshintergrund zu tun, sondern sehr, sehr, sehr viel auch mit Bildungshintergrund. Aber es ist natürlich klar, dass, wenn man nicht in den richtigen Netzwerken gewesen ist, nicht schon immer im Theater war und nicht gelernt hat, wie man in der Pause galant über Schiller parliert, dass dann das Theater möglicherweise ein Ort sein kann, der einem regelrecht Angst macht. Für viele Leute mit Migrationshintergrund, gerade wenn sie aus den bildungsfernen Schichten kommen, kommt dazu, dass Kultureinrichtungen auf der cognitive map der Stadt gar nicht verzeichnet sind, weil sie denken, dass ist nicht der Ort, der uns gehört. Der gehört den Deutschen. Das ist kein Ort, von dem man glaubt, dass man ihn quasi mitbenutzen kann, was einfach sehr viel mit diesem alten Gaststatus zu tun hat.

Das ist aber alles etwas, worüber man sehr viel nachdenken muss, Stichwort: Designing for Diversity. Darüber muss jedes Theater oder jede Kultureinrichtung natürlich für sich selbst nachdenken.

Man kann bestimmte Parameter benennen, nach denen so eine Öffnung stattfinden kann, und das ist ein langer und manchmal auch schmerzhafter Prozess. Aber auf der anderen Seite geht es auch darum, die konkrete Institution mit ihrer konkreten

Geschichte in einen Innovationsprozess zu bringen. Das ist die ganz entscheidende Sache.

Das, was damit erreicht werden will, kann natürlich auch verhandelt werden unter dem Begriff Barrierefreiheit, der mir wahnsinnig gut gefällt. Barrierefreiheit ist ein Begriff, den wir im Grunde nur benutzen, wenn es um Leute mit Behinderungen geht, der aber dann voraussetzt, dass man die Räume, in denen man sich bewegt, so umstrukturiert, dass Leute, die beispielsweise im Rollstuhl sitzen, sich frei und ohne fremde Hilfe durch diese Räume bewegen können. Und das ist ja eigentlich keine schlechte Idee, wenn man bedenkt: Für Leute mit Behinderungen gibt es materielle Hürden, für viele andere Leute gibt es diese unsichtbaren Hürden, von denen ich gesprochen habe. Und die Frage ist: Wie kann ich diese unsichtbaren Hürden abtragen? Wo sind die Barrieren?

Und das ist eine andere Logik. Denn die Logik von Integration guckt danach, was die Leute für Defizite haben, die in diesen Institutionen nicht funktionieren. Beim Theater heißt es immer, ja, die können eben kein Deutsch. Die haben nicht die richtigen Bildungsvoraussetzungen, die verstehen das nicht oder die interessieren sich nicht für unsere Kultur. Und damit hat man die Sache erledigt. Man kann sich aber auch danach fragen, welche Barrieren eigentlich die Institution hat? Welche strukturellen, unsichtbaren Hürden hat diese Institution, die ich verändern kann? Danach kann ich mich immer noch fragen, warum Leute nicht kommen, aber das ist ein Prozess, der nicht durch ein, zwei Maßnahmen erledigt werden kann, sondern ein längerer Prozess, der längere Bemühungen erfordert.

Ich erzähle am Ende immer ganz gerne noch eine Geschichte, um das zu illustrieren: Das ist die Geschichte von der Giraffe und dem Elefanten. Die trifft zwar nicht in jeder Dimension zu, aber das ist trotzdem eine ganz illustrative Geschichte. Roosevelt Thomas, schwarzer Organisationsberater, der den Begriff Diversity-Management in den Neunziger Jahren stark gemacht hat, erzählt diese Geschichte immer. Die Giraffe hat ein Haus, das auf die Bedürfnisse einer Giraffe abgestellt ist, und hat auch schon mal einen Preis bekommen für das schönste Giraffen-Haus des Jahres. Irgendwann sieht sie auf der Straße den Elefanten vorbeilaufen und denkt: Ach, den kenne ich vom Elternabend, den lade ich mal zum Kaffee ein. Dann kommt der Elefant, steht vor der Tür, die lang und schmal ist. Man kann aber wenigstens noch die Flügeltür öffnen, der Elefant tritt ein und danach ist er natürlich der sprichwörtliche Elefant im Porzellanladen. Er stößt Vitrinen um, weil er durch die Durchgänge nicht durchpasst, will die Treppe hoch, die bricht ein, bis es der Giraffe irgendwann so richtig reicht und sie meint: Also, wenn du jetzt vielleicht öfter hier her kommen willst, solltest du dringend mal eine Diät machen. Und sie empfiehlt ihm als Mittel für diese Diät das Ballett. Der Elefant wiederum sagt: Wenn wir beide zusammen in einem Haus leben würden, wäre es natürlich die Aufgabe, das Haus umzubauen. Und das ist der entscheidende Gedanke: Dass man das Haus umbauen muss. Bezogen auf die Individuen und ihre unterschiedlichen Hintergründe und ihre unterschiedlichen Voraussetzungen. Und das Haus umbauen, das befreit einen möglicherweise davon, Integration als lästige Bürde zu sehen, sondern das Haus umbauen – „Mach dein Ding!“ – ist ja auch immer eine kreative Aufgabe. Vielen Dank.